

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 133.

Dienstag, 26. Mai.

1931.

„Un alle!“ / 20 000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschanner.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Zweites Kapitel.

„Badammer Affe, dir hamje woll mit ne Mohrrübe ausn Urwald gelockt“, in der Fensteröffnung des Lastwagenungetüms erschien der schnauzbärtige Kopf des Chauffeurs, Siegfried Riese machte einen verzweifelten Satz nach rückwärts, hatte das undeutliche Gefühl auf einer Stiefellappe zu landen, spürte eine energische Faust im Nacken, sah ein behelmtes Gesicht neben sich und empfand beglückt und erleichtert den Zustand, wenn auch nur momentanen, so doch unbedingten Gegenstands — der Grüne.

„Na, um ein Haar wären Sie charitativ gemacht worden, junger Mann! Wo wollen Sie denn hin? Der Mann ist doch keine Pendelpromenade! Wenn ich Sie festgehalten hätte —“

Bewirrt zog Siegfried seinen Hut, murmelte einige entschuldigende Worte und benützte die günstige Gelegenheit, hinter einer äußerst beleibten, älteren Dame mit wippenden Pleureusen, deren knallige, hochgerötete Backen die Autos zum Halten brachten wie das gleichfarbige Verkehrssignal, die Straße zu überqueren.

„Die neue Verkehrsordnung studieren!“ rief der freundliche Hüter der öffentlichen Sicherheit noch hinter ihm her.

Siegfried nickte und verschwand im Gewühl.

Aufatmend hielt er einen Augenblick inne, ehe er weiter ging. Da hätte ihm seine vertraute Neugier beinahe einen gefährlichen Streich gespielt. Das schreiend rote Plakat an der Pissassäule hatte ihn magisch angezogen, so daß er das Aufklappen der Verkehrsampeln nicht beachtete. Der Kühler des Lastautos hatte ihn schon gestreift, als der Beamte ihn mit raschem Griff beiseite riß.

Der Schrecken war ihm derart in die Glieder gefahren, daß er zunächst keine Lust verspürte, den ominösen Anschlag eingehender zu betrachten.

Zudem hatte sich bereits eine gassende Menschenmenge davor zusammengedrängt; ein breitschultriger Hüne mit herausforderndem Speckart-Hüft ragte unerschütterlich wie ein Fels im Meer gleich in der ersten Reihe, so daß es Siegfried infolge seiner Figur, die kaum das Mittelmäß erreichte, nicht möglich gewesen wäre, genaueres über den Inhalt der Ankündigung zu ergründen.

Es sei denn, man drängelte sich ganz einfach vor den Zeitkloß. Aber es gab Boxer — man konnte nie wissen —

Und Siegfried Riese haßte rohe Gewalt.

Schwer und gewichtig fielen elf Glockenschläge in das dumpfe, unruhige Gemurmel der Großstadt.

„Es ist Zeit, an die Geschäfte zu gehen“, konstatierte Siegfried bei sich selbst und konnte bei dem Gedanken an seine unmittelbare bevorstehende Tätigkeit einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken.

Was halfs?

So klemmte er denn in stoischer Gelassenheit seine

„Musterkollektion“, wie er das abgeschabte Mittelstück zwischen einer Altenmappe und einem Handkoffer — enthaltend zur Ansicht und Verlockung eventueller Kauflustiger, den umfangreichen Probeband eines neu erschienenen Konversationslexikons, einige Musterbücher einer Romanserie „mit bequemster Zahlungserleichterung“, und dann mehrere Exemplare einer Hausfrauenzeitung mit gleichzeitigem Versicherungsabonnement —, in zärtlichem Besitzerstolz getauft hatte, fester unter den Arm, überzeugte sich durch Anklopfen mit der flachen Hand, ob der rosafarbene Modellbüstenhalter und der Damenstrumpf „Prima Waschseide, oft kopiert, nie erreicht!“ in der richtigen Paletottasche untergebracht waren.

Dann bog er in eine grünumsäumte, ruhigere Nebenstraße ein. Also — ein Blick in das hervorgeholte Notizbuch — bis Nummer 12 hatte er es gestern geschafft — Nummer 13 zum Beginn der Tour!

Na, der Tag begann ja erfreulich!

Und abergläubig, wie Siegfried nun einmal war, überschlug er das Haus mit der Unglücksziffer und fing mit der Nummer 14 an.

Er stieg eine Treppe hoch und klingelte rechts. Nach einer Weile wurde die Tür aufgerissen, ein energischer Bubikopf kam zum Vorschein: „Wir geben nichts!“ und trach! — flog das Schloß wieder zu. Siegfrieds Nase, die immerhin über Normalgröße hinausging, hatte ihr Andenken weg.

Vorsichtig tupfte er mit dem Taschentuch einen Blutstropfen ab und wandte sich nach links. Diesmal läutete er schärfer.

Schlürfende Schritte wurden vernehmlich, die Tür öffnete sich langsam und eine goldene Brille blinnte ihn fragend an.

„Entschuldigen Sie, wenn ich gestört habe, aber ich wollte mir die Frage erlauben, ob Sie vielleicht Interesse —“

Weiter kam er nicht. Eine knochige, behaarte Hand deutete auf ein Emaillechild: „Betteln und Hausieren verboten“.

Der Angriff auf die zweite Etage erfolgte. Hier versuchte Siegfried es zunächst mit der linken Seite.

Ein frischer, blonder Mädchenkopf erschien in dem Spalt, den die Sperrkette erlaubte.

„Sie wünschen?“ sagte eine helle Mädchenstimme.

„Gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, lösen Sie gern Kreuzworträtsel?“

„Leidenschaftlich“, kam es zurück.

„Das freut mich“, entgegnete Siegfried, „ich auch.“

Und dabei setzte er seine Mustermappe zu Boden, trat einen Schritt näher und zog ein Zeitungsblatt aus der Brusttasche.

„Sehen Sie, Fräulein, wenn Sie das Rätsel in fünf Minuten erraten, bekommen Sie einen Preis von mir. Sie können ihn sogar selbst auswählen.“

Erstaunt blinzelte die stupnselige Blondine ihn an, löste aber neugierig die Sperrkette und trat, das Blatt

in den runden Fingern, auf den Korridor, in den Sichtfeld des Flursfensters hinaus.

In diesem Augenblick kam eine Dame den oberen Treppenanfang herunter. Eine Sekunde stockte ihr Fuß, als sie das ungewöhnliche Bild an der Korridortür gewahrte. Ihr Körper und ihre Gesichtszüge strafften sich wie in Witterung einer Gefahr, das Kinn neigte sich unmerklich etwas tiefer in den weichen Silberschuh. Unter gekrümmten Lidern musterte sie das seltsame Paar unverwandt.

In dem eigentlichen, unangenehmen Gefühl, beobachtet zu werden, drehte Siegfried langsam den Kopf und schaute mit geweiteten Augen in ein schmales, elfenbeinern getöntes Antlitz von eigenartigem, fesselndem Reiz. Ihre Nase war leicht gebogen und feinwandig, sie hatte dünne, scharfgeschnittene Lippen von auffallend granatroter Farbe.

Dieser Mund, dachte Siegfried, sieht aus, wie mit einem Messer in das Gesicht gestochen. Er wußte selbst nicht, wie er im Moment zu diesem Vergleich kam.

Die Fremde war mittelgroß. Die dunkelblaue Seide ihres Frühjahrmantels betonte dezent die ebenmäßigen Linien ihres schlanken, doch kräftig gebauten Körpers.

Das Herz des kleinen Handlungsreisenden Siegfried Riese tat einen heftigen, unkontrollierbaren Sprung. Seine Hand zitterte mit zitternder Behendigkeit den Schlipsknoten von rechts nach links, dann von links nach rechts — untrüglichstes Symptom für Siegfrieds Seelenzustand turbulenter Verwirrung. Er hatte plötzlich wie immer in derlei Situationen das qualvolle Gefühl, daß sich der Kragen wie ein Strick um seinen Hals zusammenzöge.

Scheinbar lässig und uninteressiert ihre Handschuhe knöpfend, schritt die Dame an ihm vorbei. — Dann war sie verschwunden, nur ein zarter Hauch von Flieder-Incarnat war noch in der Luft.

„Ausländerin“, stellte Siegfried fest. Über die nationalen Grenzen, hinter welchen die Heimat der schönen Unbekannten zu suchen wäre, war er sich zwar durchaus nicht im klaren. Aber das war ihm letzten Endes auch absolut unwichtig.

Ausländerin, ganz einfach etwas, das den Nimbus des Fernen, Unbekannten, Abenteuerlichen hatte, der großen Welt. Es dachte Siegfried der Gegensatz zu seinem kleinbürgerlichen Dasein, das eingepaßt war in einem engen Kreis von Sorge, Pflichterfüllung, Eintönigkeit. Und ihn ergriff unwiderstehliche Sehnsucht, einmal die Schranken dieses alltäglichen, farblosen Einerleis zu sprengen. Herrgott, wenn man doch —

„Na, wissen Sie, das ist ja ellig schwer. Ich finde noch nicht mal das erste Wort.“

Die helle Stimme riß ihn unsanft aus seinen Träumereien auf den Boden der nüchternen Wirklichkeit zurück.

„Zu schwer ist das nicht, mein Fräulein. Allerdings brauchen Sie dazu ein kleines Hilfswerk. Und gerade dieses Hilfswerk möchte ich Ihnen anbieten. Sehen Sie hier“. Und er kramte, wieder ganz Hingabe an seinen Beruf und die in Aussicht gestellte Provision, den Probeband eines Lexikons mit verlockendem Einband aus der dickbauchigen Altenmappe. —

„Frieda, wo bleibst du denn? Friedaaaa!“, schrie sie ein hoher Distant aus dem Inneren der Wohnung, daß Siegfried fast zusammenfuhr.

„Ja, ich komme ja schon!“, schrie Frieda zurück. „Geben Sie mir schnell Ihre Geschäftskarte, wenn ich etwas brauche, rufe ich Sie an.“ Sprach's und verschwand.

Siegfried wollte ihr noch rasch sagen, daß die Telefonnummer einstweilen nicht verwendbar sei, da der Apparat erst seit ein paar Wochen angemeldet war. Man hatte ihm zwar seine zukünftige Nummer zugestellt, aber der Anschluß war noch nicht perfekt.

Es war zu spät.

In stumpfer Ergebenheit raffte Siegfried seine „Musterkollektion“ wieder zusammen, sein Glück abermals und anderweitig zu versuchen.

Er trabte von Haus zu Haus, treppauf, treppab, rechts klingelnd, links klingelnd, — die Straße ent-

lang, in eine zweite hinein — und die Beine wurden schwer und ungelent dabei, die Hitze immer drückender —

Nach dreistündigem, ununterbrochenem „Sie werden entschuldigen“ und „Darf ich mir gestatten“ war er endlich zwei Büstenhalter und zwei Paar Strümpfe losgeworden und hatte eine Zeitschriftenbestellung entgegengenommen.

Weiße Gott, es war nicht leicht, sich durchs Leben zu schlagen — und ganz besonders nicht in der Eigenschaft eines Handlungsreisenden!

Die Warenhäuser verkauften Büstenhalter und Strümpfe fast um die Hälfte billiger als er, veranstalteten zu allem Überfluß „Inventur- und Saison-Ausverkäufe“, „Weiße Wochen“ und „Billige Tage“ — für Bücher war nur im Herbst oder Winter Interesse vorhanden.

So war denn Siegfried auf den rettenden Ausweg verfallen, seiner Tätigkeit noch einen zweiten Beruf anzugliedern, dessen Voraussetzungen in seiner bisherigen Beschäftigung gegeben waren.

Zwischen den vielen Menschen, vornehmlich den Frauen, Dienstmädchen, Josen, Köchinnen usw., mit denen er täglich zusammen und ins Gespräch geriet — auch wenn sie nichts erhandelten —, die er durch sein virtuos gespieltes Verständnis, seine Anteilnahme überraschte und für sich gewann, so daß sie ihm wohl gelegentlich Herzensgeheimnisse vertrauten, die von liebeleerer Einsamkeit und Sehnsucht sprachen, und aus denen Siegfried nützbringende Konsequenzen zog, vermittelte er gute und schlechte Partien, hatte sogar schon einige ganz glückliche Ehen zustande gebracht — mit einem Wort, er war Heiratsvermittler nebenbei. Hatte sich zu diesem Zweck neue Visitenkarten mit entsprechendem Aufdruck anfertigen lassen und sich ein Büro eingerichtet, mit dessen Existenz ein weißes, am Hauseingang befestigtes Emaillechild prahlte.

Dieses „Heiratsvermittlungsbüro“ war, im Vertrauen gestanden, nichts anderes als Siegfrieds möbliertes Zimmer, dem der Schreibtisch des Seligen seiner Wirtin ein charakteristisches Gepräge zu verleihen versuchte. Ein Patentbett, am Tage als Sofa zusammenklappt, täuschte diskret über die nächtliche Verwendung des offiziellen Raumes hinweg. Ein paar blaue, dick geschwollene Altenmappen bewährten sich als eindrucksvolle Requisiten.

Bei dieser gedanklichen Streife fiel Siegfried ein, daß er in besagter Agenten-Eigenschaft eine Erkundigung über einen seiner Klienten einholen wollte, und er beschloß in lobenswertem Pflichteifer, noch vor der mittäglichen Essenspause in die betreffende Gegend zu fahren und sein Vorhaben auszuführen.

Müde und abgepannt wartete er an der Straßenecke auf den Omnibus, als er von jemandem angesprochen wurde. Ein Geschäftsfreund (Fahrräder, Grammophone, Photo-Apparate unter kulantesten Zahlungsbedingungen) trat auf ihn zu:

„N'Tag, Herr Riese. Wie geht's? Was machts Geschäft?“

„Nicht schlecht“, Siegfried seufzte. „Hab' nicht mal die Speien für meinen Bleistift verdient.“

„Kein Geld im Lande“, konstatierte der andere lakonisch, und es blieb dahingestellt, zu ergründen, ob die angebliche wirtschaftliche Krise ihm nicht der Mühe wert erschien, viele Worte darüber zu verlieren, oder ob er sich so kurz faßte, um lückenhafte Kenntnis zu verbergen.

„Ach, Geld ist genug da, aber die Leute haltens fest! Und dann diese Schiebungen und diese Protektionswirtschaft! Heutzutage kann man ohne Protektion nicht mal einen Büstenhalter verkaufen.“

Der andere nickte Beifall. „Meiner Meinung nach sind die vielen Ausländer an dem wirtschaftlichen Niedergang schuld. Sagt doch neulich eine pöden-narbige Schwarzmähne zu mir: „Berrlin ferrr scheen, aberrr zu vill Berrlinerr da.“ Na, dem hab' ich vielleicht Bescheid geblasen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Reford-Elefant.

Von Heinz Karl Seiland.

Sommerzeit, Zeit der Dürre, des Wassermangels. Erstarrt, versenkt, von der nicht endenden Glut liegt das weite Dschungel Cerlons, jede Farbe, jedes Grün erstorben, die ganze Natur in fahles Grau gehüllt. Verdrohnet die kleinen Seen, die Tants, jene vor Tausenden von Jahren von Menschenhänden geschaffenen Reservoirs, die eine Zeitlang ihre Umgebung mit dem unentbehrlichen Raß zu versorgen vermochten — grüne Inseln inmitten des endlosen Grau.

Wieder neigt sich einer der gluterfüllten Tage zu Ende, und der von dem Meer leise herüberstreichende Abendwind weht die Tierwelt des Dschungels zu neuem Leben, die bisher unter irgendwelchem Gestrüpp, den Tag in regungsloser Ruhe verbracht hatte.

Eine weite kahle Fläche dehnt sich inmitten des dichten Dschungelgestrüpps, das sie in weitem Umkreis umgibt, eigenartig zerklüftet erscheint ihre Oberfläche, zerstampft tief aufgewühlter Boden. Ein Tank nur, verdrohnet bis auf eine kleine, kaum hundert Meter breite Sumpffläche, deren Ufer von Haufen gewaltigen Wildes, Elefanten und Büffeln zerstampft ist.

Gleichgültig vernehme ich das Brechen der Äste, das Rauschen des Dschungels. Todmüde von zweitägiger, fruchtloser Verfolgung einer Büffelherde eile ich mit meinen eingeborenen Jägern, Malaien und Singhalesen, dem nahen Lager zu. Bald ist es erreicht und bald munden wunderbar einige Flaschen Soda, nachdem ich zwei Tage nichts mehr getrunken hatte, als einige spärliche Schlucke lauwarmen Tees. Raß ist die schweißgetränkte Jägerkleidung abgeworfen, eine unbeschreibliche Wohltat sind einige Eimer des grünlichen Sumpfwassers, womit mich mein Diener übergießt. Sarong und Cabai, die lustige indische Kleidung, ersetzt nun den enganliegenden Khakianzug, dann lasse ich mich vor meinem Zelt auf bequemem Fellsstuhl nieder und schon rückt der singhalesische Koch einen kleinen Tisch herbei, den er bald mit den einfachen, aber schmackhaften Erzeugnissen seiner Kunst belädt. Einen jungen Pfauhahn haben die im Lager zurückgebliebenen Leute geschossen — eine vorzügliche Suppe — die Pfauenbrust am Spieß gebraten, Konserpengemüse, Biscuits, Fruchtgelee, Bananen in Teig gebaden, das gibt ein Dschungeldinner, wie es sich der Jäger nicht besser wünschen kann. Gewürzt mit dem nötigen Whisky und Soda, war die Mahlzeit bald verschwunden, kurze Zeit machte ich einige Aufzeichnungen ins Tagebuch, dann war es dunkel geworden und ich zog mich ins Zelt zurück, des wohlverdienten Schlafes zu pflegen. Ich sah noch, daß sich eine Reihe meiner Leute um das Lagerfeuer scharrten, dann streckte ich mich auf das einfache Feldbett und schlief sofort ein.

Ein gellendes Geschrei weckte mich — im selben Augenblick wird der Zeltvorhang aufgerissen, mein Shilari stürzt herein, grell flutet hinter ihm blendender Feuerchein. „Sabib, ein Elefant!“ Schlaftrunken richte ich mich hoch, verständnislos um mich blickend. Da trifft mein Ohr der Ton, der mir der furchtbarste dünkt, den das Ohr des Jägers vernehmen kann, das dumpf rasselnde und dröhnende Brummen, das aus dem Rüssel eines wütenden Elefanten dringt, der den Feind in der Nähe weiß. Mit einem Satz war ich auf den Füßen, riß meine schußbereite Büchse vom Zeltstuhl und stürzte ins Freie. Gellend schallte das Geschrei der Jäger durch die Dschungelnacht: Ha! ha! ha! Der Schreckruf der Elefantenjäger, dazwischen das dumpfe Brummen des Elefanten. Vom äußersten Rand des Dickichts dringt noch einmal jener furchtbare Ton, das Grollen des Riesen. Äste krachen, dann ist alles still. Der Elefant, erschreckt durch den lodernen Feuerchein, den gellenden Ton der gefürchteten Menschenstimme, hat sich zurückgezogen.

Aufatmend senke ich die Büchse und überdenke staunend den außergewöhnlichen Fall eines solchen nächtlichen Angriffs eines Elefanten, da nähert sich Apofingo, der beste meiner eingeborenen Jäger: „Sabib, der Rogue.“ (Herr, es war der Rogue.) In der Tat, das war die einzige Erklärung für das unnatürliche Verhalten des Tieres. In der Umgebung des fast trockenen Sees hielt sich zur Zeit ein berühmter Rogue-Elefant auf, einer jener Einsiedler-Elefanten, die ungereizt jeden Menschen angreifen und töten. Dieser Elefant unterschied sich, wie allen Eingeborenen bekannt, von den übrigen durch seine enorme Größe. Spuren hatten uns in den letzten Tagen gezeigt, daß ein solches Riesentier zur Zeit öfter an diesen See komme. Auf Befragen erzählte Apofingo, daß er mit den übrigen am Feuer Sitzenden zuerst ein Rauschen im Dickicht gehört und dann undeutlich im Dunkeln die außergewöhnlich große Gestalt eines Elefanten gesehen habe. Er habe dann geschrien und eilfertig Reißig ins Feuer geworfen.

Der „Rogue“ war eine furchtbare Versuchung für einen Jäger — vielleicht, sogar sicher bot sich heute die Gelegenheit, dieses begehrteste Wild, das die Erde trägt, anzugreifen, aber unter welchen Umständen? Es war fast dunkel, ein Schuß also höchst unsicher. Dazu kam, daß auf sein Wild schwerer zu schießen ist, als auf Elefanten, da die winzige tödliche Stelle auf dem riesigen Schädel nur sehr schwer zu finden ist — jeder Schuß aber, der das Gehirn verfehlt, ist nutzlos, dies selbst aber nur unwesentlich größer, als das des Menschen, in einem Schädel von mehreren Fuß Höhe und Breite. Ein „Rogue“, ein Mörder, das besagt, daß bei einer Begegnung nur einer der Überlebende sein kann — der Elefant oder der Mensch. Greift ein Rogue doch sogar ungereizt den Menschen an. Dies alles sagte ich mir, aber was helfen alle die Vernunftgründe gegen die erwachte Jagdleidenschaft, die schon so manchen Jäger in den Tod getrieben? Wo der Elefant zu finden war, wußte ich, da ich die Angewohnheiten der Dschungeltiere seit vielen Jahren kannte, war ich doch in den verschiedensten Ländern deren Fährte gefolgt und habe manche Begegnung mit ihnen gehabt.

Schon war ich ins Zelt zurückgeeil und hatte mich in einen dunkelgrünen Leinenanzug gekleidet, der bei Nacht nur schwer zu erkennen war, dünnsohlige geschnürte Gummischuhe, wie ich sie beim Elefantenfang verwendete, an die Füße, die schwerste meiner Büchsen, eine außergewöhnlich lange 11-Millimeter-Mauerpistolebüchse in die Hand und ich war fertig. Eine zweite leichtere Büchse reichte ich meinem Büchsenträger, einem älteren Singhalesen, mit dem ich schon vor Jahren gejagt hatte und dessen Mut ich erst vor wenigen Tagen bei einem nächtlichen Abenteuer erprobt. Wohl rief mir meine Shitari zu: „Sir, don't!“ aber schon waren wir beide im nächtlichen Dunkel verschwunden.

Nur ein kurzer Dschungelstreifen trennte uns von der Fläche des ausgetrockneten Sees — auf diesen hatte ich gerechnet, denn dem Elefanten ins Dickicht zu folgen, wäre natürlich unmöglich gewesen. Das Tier mußte unter allen Umständen hinunter zu jener Sumpflache, um zu trinken und zu baden, denn weiteres Wasser war auf viele Meilen nicht zu finden. Dort mußte ich also mit ihm zusammenstreffen, wobei ich den Vorteil hatte, nicht durch Gebüsch gehindert zu sein. In raschem Schritt eilten wir durch die Dunkelheit dahin dem gegenüberliegenden Dschungelrande zu. Nichts regte sich, eine bedrückende Stille lastete auf der einsamen Wildnis, die unsagbar schwer aufs Gemüt fiel. Dazu die unsichtbare Gefahr, die uns umgab. Jeden Augenblick konnte der Rogue auf uns losstürzen, da ein Elefant bei Nacht sehr gut sieht.

Schweigend eilten wir dahin und bald zeigte ein Dunkelwerden des Horizonts, daß wir uns dem Gebüschrand näherten. Schlimmer und schlimmer wurde der Weg. Jeden Augenblick trete ich in eines der tiefen Löcher, das die gewaltigen Füße des Elefanten in den früher weichen, jetzt aber steinharten Boden gestampft haben. Ein Laufen war in der Dunkelheit hier unmöglich — traf ich auf den Elefanten, so mußte ich auf der Stelle ausharren, war nur auf den Schuß meiner Büchse angewiesen.

Der Gebüschrand war erreicht, doch nicht mehr als hundert Fuß durften wir uns nähern, konnte doch sonst der Elefant ungesehen an uns herankommen. Auf 100 Fuß konnte ich zur Not etwas unterscheiden — also vorwärts. Bald waren wir in einiger Entfernung an jenem Sumpf angekommen — ein schmaler Wasserstreifen mußte sich nun zur Linken befinden, da scharren schwere Krallen kurz vor uns den Boden. Ich werfe die Büchse empor, im nächsten Augenblick ein wildes Schlagen und Plätschern des Wassers — ein Krokodil fliegt vor unserer Annäherung ins tiefe, schluckende Wasser.

Weiter! Unheimliche Stille — sogar die Cicaden schweigen, deren Gezirp sonst die Nacht erfüllt. Und doch — ein eigenartiger Ton klingt von dort aus einiger Entfernung uns entgegen, es klingt, als ob jemand Wasser aus einem Gefäß ausleerte — ich blide meinen Singhalesen an — „Elefant, Sabib!“ — ja, unzweifelhaft jenes Plätschern kommt von dem Wasser, das der Elefant mit seinem Rüssel über seinen Rücken ausleerte.

Einen Moment zaudere ich, dann schleiche ich vorsichtig weiter — nichts höre ich von meinem Begleiter — ich blide mich um, er ist nicht zu sehen. Ich lehre zur Tamarinde zurück dort lauert er hinter dem Stamme. „Sabib, jallit baltti baltti“ (Herr, mein Herz wadelt), die verbotene Ausrufe der Malaien und Singhalesen. Zureden hilft nichts, er neigt nicht weiter — ohne Reservebüchse muß ich dem Elefanten

entgegentreten. Mit unendlicher Vorsicht geht es weiter, schon bin ich dem Sumpfe nahe, doch nun sehe ich zu meinem Schrecken ein neues Hindernis, hinter dem Wasser ragt eine größere Baumgruppe — gegen diesen dunklen Hintergrund ist nichts zu erkennen — ich will zur Seite schleichen, da rauscht das Wasser — wohin geht der Elefant? So schnell es der zerissene Boden erlaubt, eile ich vorwärts, nun alle Vorsicht vergessend, da ragt vor mir eine dunkle Wand — sie wird größer — nun erkenne ich die Umrisse eines Riesenschädels — ein scharfer Knall dröhnt durch die Nacht — umsonst, das Geschos ist wirkungslos, im selben Augenblick ist der Elefant kaum 10 bis 15 Fuß von mir entfernt, wieder knallt die Büchse, diesmal auf die empfindlichste Stelle des Riesentieres, auf das Kniegelenk gerichtet. Einige Schritte springe ich zur Seite auf die Gefahr hin zu stürzen, mühte mich doch an jener Stelle der lange Rüssel im nächsten Augenblick erreichen. Raschend arbeitet der Revolvermechanismus der Büchse — wieder fliegt sie zur Schulter. Unnötig, der Elefant hält reglos stille, ein dumpfer Ton dringt aus dem Rüssel, er ist schwer verwundet. Vorsicht! gebe ich eine Strecke zurück, einem plötzlichen Angriff zu entgehen, da macht der Elefant eine Bewegung, schon berühre ich den Drücker — da, ein dumpfer Schlag, der Riese ist zusammengebrochen.

Lauter Zuruf schickt den alten Singhaleesen zum Lager zurück, um Fadeln und Leute zu holen — ich selbst halte in der Nähe des Elefanten Wache, jeden Augenblick auf einen neuen Angriff gefaßt, erholt sich doch ein gestürzter Elefant nur zu oft wieder. Ein Fangschuß war aber jetzt unmöglich, da das Tier, am Boden liegend, nicht zu erkennen ist. Eine neue Verwundung aber, die nicht sofort tödlich war, mußte ihn sicherlich wieder emporbringen.

Eine endlos scheinende Zeit verstrich — bald tönte jenes unbeimliche Stöhnen des Elefanten, bald ein Scharren der Riesenfäße. Endlich, endlich leuchteten in der Finsternis verschiedene Lichter und bald eilten einige meiner Eingeborenen mit Keisirsadeln und Laternen herbei.

Der verendende Elefant sieht das Licht — will sich aufrichten — umsonst! Im nächsten Augenblick trifft ihn der Gnadenkuß mitten ins Gehirn, lautlos sinkt der Riesenschädel auf den Boden — das Tier ist verendet.

Apachen in Wachs.

Montmartre im „Höhlenmuseum“. — Tänzerin, Millionärin und Goldgräberin. — Glanz und Glend einer Gefeierten.
Von Georges Monysard-Paris.

Der Pariser Montmartre, Apachen und arme Künstler waren vor dem Kriege Begriffe, die in einem Atemzuge genannt wurden. Wohlgelesenes Gerede erfüllte den Fremden, der sich unter sachkundiger Führung nächtlicherweile in das Straßengewirr zu Füßen der Kirche Sacré Coeur wagte. Konnte nicht hinter jeder Ecke, in jeder Haustür ein Vertreter der Pariser Unterwelt mit gekrümmtem Dolchmesser stehen? Und mußte nicht jeder, der in Paris gewesen sein wollte, auch eine der Kneipen besucht haben, in denen halbverhungerte Künstler mit genialem Haarwuchs ihre letzten Sous ausgaben, um sich an den freigebig gestellten Reizen einer Tänzerin zu begeistern, die gerade zum Liebling von Montmartre erklärt worden war?

Heute ist das anders. Der Krieg hat Montmartre und den Apachen den Garaus bereitet. In das Häusergewimmel wurden große Läden gehauen, die Künstler sind über die Seine nach Montparnasse ausgewandert, und den Apachen hat die wesentlich energischer gewordene Polizei die Kehle zugeedrückt. Die wenigen, welche die Zeiten der Drangsal überlebt haben, sind zu Verbrechern ohne jede Eigenart geworden, wie sie in jeder großen Stadt vorkommen.

Diese Entwicklung der Dinge bedauert natürlich mancher Pariser. Denn Fremde — besonders Amerikaner — glauben, das alte Montmartre lebe noch, und wollen es sehen. Eine Zeitlang versuchten geschäftstüchtige Unternehmer, harmlose Tänzerinnen, Schauspieler und Bettler als Apachen und deren Bräute auftreten zu lassen. Aber der Schwindel wurde bald aufgedeckt.

Nun ist ein Pariser auf einen anderen Einfall geraten, um den sensationslüsternen Fremden einen kleinen Einblick in das Leben Montmartres von einst zu gewähren. In einem der berühmtesten Vergnügungsorte an der Place Maucha, das als Opfer der Zeit nur noch von seinem früheren Ruhme zehrt, ist Montmartre in Wachsfiguren wieder aufgelegt. Alles, was dort früher berühmt war, Apachen, Maler, Tänzerinnen, Apachenbräute, kann man in diesem für eine Million Franken eingerichteten „Höhlenmuseum“ in Lebensgröße sehen. In größter Lebendigkeit wird dem Fremden gezeigt, wie die Apachen ihre Opfer zur Strecke brachten, wie die Mädchen sich stritten und bei Polizei-

razzien flüchteten und wie die erklärten Dieblinge von Montmartre ihre Beine schwingen.

Da ist das berühmte Biergespann der Tänzerinnen aus den neunziger Jahren, als das Montmartre Leben in höchster Blüte stand: La Goulue (die Gefräßige), Grille d'Égout (der Kanakrost), Rayon d'Or (der Goldstrahl) und Rini Patte-en-l'Air (Wein-in-der-Luft). Diese Grazien erwecken das meiste Interesse, da ihr trauriges Ende in frischer Erinnerung ist.

La Goulue löste in ihrer Zeit unter den Stammkunden von Montmartre wahre Begeisterungstürme aus. Daß sie ihren Namen ihrem anscheinend unersättlichen Hunger und Durst verdankte, hörte keinen Pariser, und gelegentlich eines Fastnachtsumzuges, dessen Mittelpunkt sie bildete, spendete ihr die ganze Stadt frenetischen Beifall. Ihr Glück war von kurzer Dauer. Ein Unfall zwang sie, ihre Tänzerinnenlaufbahn aufzugeben und Managerin zu werden. Ein Löwe verwundete sie schwer, und sie mußte ihr Brot nun als Höherin verdienen. Zuletzt lebte sie, bid und unförmig wie ein Faß, in einem Zigeunerwagen am Fuße der Festungswälle, und vor einem Jahre kam sie im tiefsten Elend um.

Grille d'Égout verdankte ihren Namen ihren Zähnen, die an einen Kanakrost erinnerten. Trotzdem war sie das Idol der Künstlerkolonie von Montmartre. Sie konnte sich jede Extravaganz und Frechheit erlauben und tanzte allen auf der Nase herum. Doch ihre faszinierende Jugend verfliehet, und sie starb vor kurzem im Elend wie La Goulue.

Rini Patte-en-l'Air war die tollste von allen. Ihr Weinschwingen brachte ihr eine Million ein. Man feierte sie als das Vorbild einer Bacchantin. Sie wollte ihre unvergleichliche Kunst auch andere lehren, gründete eine Tanzschule. Doch die Pariser Lebenswelt verstand ihre Absicht falsch und hielt die Schule für einen Schönheitsmarkt. Empört löste Rini ihre Schule auf und heiratete. Doch die Ehe bekam ihr nicht. Sie konnte nicht haushalten, und die Million zerflatterte. Eine Zeitlang führte sie ein möbliertes Hotel, dann mußte sie Geschir waschen und Fußböden schrubben, um nicht zu verhungern. Vor ein paar Monaten starb sie in einem Pariser Armenhaus.

Am phantastischsten war die Laufbahn „Goldstrahl“. Ganz Paris kannte den fast einen Meter im Durchmesser großen Hut der Tänzerin. Ein reicher Amerikaner begeisterte sich für beide. Rayon d'Or half ihm innerhalb eines Jahres 200000 Goldfranken zu verzehren. Als der Vater in Amerika nichts mehr schiden wollte, zog „Goldstrahl“ mit dem Verehrer nach Alaska. Zwei Jahre später tauchte sie wieder mit ihm in Paris auf. In harter Arbeit hatten beide dank einem fast unwahrscheinlichen Glück für zwei Millionen Friedensfranken Gold gefunden. Montmartre half den beiden, das Geld wieder unter die Leute zu bringen. Ein neuer Fischzug in Alaska sollte das Verlorene wieder beschaffen. Kein Mensch hat seitdem etwas vom „Goldstrahl“ gehört. Vielleicht ist die gefeierte Tänzerin irgendwo in Alaska erstoren oder am Wege verkommen. Vielleicht lebt sie noch irgendwo als Frau eines Hinterwäldlers. Im „Höhlenmuseum“ von Montmartre wirft sie mit den anderen die Beine wie einst.

Sprüche.

Von Karl Erik Illmer.

Lacht auch nicht alle Tage
Dir Glück und Sonnenschein,
Du sollst doch ohne Klage,
Roll Mut und Hoffnung sein!

Wie auch die Würfel fallen,
Kimm, was dir zugebracht!
Und mer! dir eins vor allem:
Es weicht die längste Nacht!

Das Leben gleicht dem Wellenspiel,
Es hebt uns auf und wirft uns nieder.
Oft sind wir wenig, oftmals viel,
Und einsam, einsam immer wieder...

Du wirst mit müden Händen
Kein stolzes Werk erbau'n!
Um Großes zu vollenden,
Braucht Mut du und Vertrau'n!

Bereit sein!“, darauf kommt es an,
Mit offnen Augen gehen.
Und immer, als ein ganzer Mann,
Fest auf den Füßen stehen!

Wenn alle sich verloren geben,
Stimm' nicht in ihre Klagen ein!
Kämpf' mutig weiter, voller Streben,
So wirst du einst der Sieger sein!